

Dorothea Steinlechner-Oberläuter

Mein Donauschwabien

Wie ich nicht aufhören konnte,
über meine Herkunft nachzudenken



*Den Heimatsuchenden
von heute*

VORWORT	7
Mein donauschwäbisches Puzzle	7
WORUM ES GEHT	9
Banat, Batschka – und andere Rätsel	9
Michael, der Hutmacher – vom Modernisierer zum ratlosen Alten	12
„Darüber“ reden	19
AUFBRECHEN	23
Von Kolonisten und anderen Vorfahren	23
Christian Herdt aus Nackenheim – oder: Wer verlässt schon freiwillig eine Weingegend?	27
Andreas und Anna-Maria Manz – mit den „Ulmer Schachteln“ in eine neue Heimat	31
„Unser“ Einwanderer Carl Wilhelm – mit dem Wanderbuch durch ein neues Europa	35
Alte Heimat, neue Heimat – Veränderung und Sehnsucht	42
UNTEN LEBEN	47
Aufbaujahre – von Strapazen, Gefahren und langsamem Wohlstand	47
Hodschag – Familie Manz geht mit der Zeit	53
Futok – Familie Herdt und ihr „Gwölb“	56
„Da mussten wir wieder von vorne anfangen ...“ – eine Innenansicht des Aufschwungs	57
Kubin – Familie Oberläuter kauft eine Druckmaschine	63
Das Sanduhrprinzip – meine Vorfahren im Banat und in der Batschka	66
Pannonische Jahre – wie meine Eltern und Großeltern nicht aufhören konnten, mir davon zu erzählen	67
Mein Großvater Theobald – der stille Mann und seine viersprachige Einladungskarte	69
Nationalismus – von der deutschen Minderheit zum „Herrenvolk“	72
„Lasst uns singen!“ – Nationalismus im Volkslied	77
Der Ariernachweis – oder: „Deutschsein“ zwischen Restriktion, Herrenwahn und Untergang	81
„Die Deutschländer kommen“	83
Der Anfang vom Ende der deutschsprachigen Minderheit	84

IM KRIEG	87
Der Schatten des Entsetzens – Kriegsjahre eines jungen Mannes	87
Die Waffen-SS und das „freiwillige Muss“ der jungen Donauschwaben	93
Bruder gegen Bruder – mein Onkel bei den Partisanen	95
VERLIEREN	101
Evakuierung und Flucht – Fortgehen als letzter Ausweg	101
Mit zwei Kleinkindern durch ein zusammenbrechendes Deutschland – die Flucht meiner Mutter	105
Mit dem Treck Richtung Westen – das Fluchttagebuch der Veronika Rieger	110
Koffer, weltweit – kein Platz für Opferkonkurrenz	113
Über die „Spezialbehandlung“ der verbliebenen donauschwäbischen Bevölkerung	116
Enteignung und Entzug der Bürgerrechte	119
IM LAGER	121
Leben und Sterben im Lager – oder: Sag mir, wo die Deutschen sind	121
Maria Oberläuter – der Tod im Stroh	125
Eva Manz – der Tod einer jungen Mutter	127
Eine falsche Entscheidung – der Tod des János-Bácsi im Lager Jarek	128
Meine Annäherung an Rudolfsnad	130
Wer kennt Gakovo, Rudolfsnad, Jarek ...?	134
Deportationen in sowjetische Arbeitslager	137
Das „Totenbuch der Donauschwaben“	138
Katharina – meine tapfere Großmutter	139
ANKOMMEN	149
Überlebt! Neubeginn in einem fremden Land.	149
Kalte Heimat – oder: „Ich wäre lieber kein Donauschwabe gewesen.“	152
„Ameriga“ und die „Ameriganer“	156
BLEIBEN	159
Rechtliche Gleichstellung – vom Asylwerber zur österreichischen Staatsbürgerschaft	159
Das zweite Dach – „Raus aus den Baracken“	166
Klara – vom Schwabenmädchel zur eleganten Frau	168
Meine Eltern in der „Neuen Heimat“	171
Integration – Kopftuch, Bratwürste und modernes Design	172
Die Landsmannschaften	177
Das „Haus der Donauschwaben“ in Salzburg	181

Adalbert Karl Gauß – intellektueller Donauschwabe und Publizist	182
Lastenausgleich	186
Donauschwäbinnen	188
Irma, Maria – mit Keksbacken gegen den Rest der Welt	190
Estella – „Meine Heimat ist im Himmel“	192
Helga – Leben im Eigen-Sinn	194
BEWÄLTIGEN	197
Migration als Trauma und als Ressource	197
Bewältigungsversuch „Traumatischer Dialog“	200
Produktive Varianten – das Selbst stärken, den eigenen Takt finden	201
Herausforderung Holocaust	203
Treffpunkt jenseits der Schuld	206
„Heim ins Reich?“ – Ein Mythos verhindert Dialog	209
Flüchtlingsland Österreich	212
„Schweres Gepäck“ – Weitergabe an die nächste Generation	215
Zwischen Verbot und Auftrag – die eigene Stimme finden	216
Wir Kriegsenkel, wir Vertriebenenkinder	218
SUCHEN	221
Sehnsuchtsorte – Reisen in die Vergangenheit, ins Heute und zu mir selbst	221
Kubin/Kovin – Anbindung an die Vergangenheit	224
Habseligkeiten	227
„Keys“ – eine Schlüsselszene	228
Hodschag/Odžaci – ein viersprachiges Willkommen	232
Im „Deliblater Sand“ – Natur und neues Flüchtlingsleid	234
Futok/Futog – „Wen suchen wir hier?“	235
Noch eine Schlüsselszene – an der Donau	238
VERSÖHNEN	243
Als Deutsche/r „unten“ leben	243
26 Nationen, 18 Religionen – die Vojvodina heute	248
Deutsch-serbischer Dialog	251
Rehabilitation und Restitution	255
ERGÄNZEN	259
Mein donauschwäbisches Puzzle – die letzten Puzzleteile	259
„Hilfe, ich habe Migrationshintergrund!“	260
Starke Frauen – über Bindung, Autonomie und das weibliche Erbe	261
Verlust und Fülle	264
„Mein Donauschwabien“ und der Rest der Welt – oder: Wir sind viele	267

AUFBRECHEN	269
Das Gestern, das Heute und das Morgen der Donauschwaben	269
Mein Donauschwabien – „Jetzt ist es ein Teil von mir“	276
DANK	279
ANHANG	281
Endnoten	281
Literaturverzeichnis	287

Mein donauschwäbisches Puzzle

Ich erzähle eine Geschichte von Heimat, vom Verlieren, vom Suchen und vom Finden.

Ich lade Sie ein, mit mir in Abschnitte meiner Familiengeschichte zu blicken, mich bei meinen Streifzügen in die Vergangenheit zu begleiten und dabei ein Stück europäischer Geschichte, das wenig bekannt ist, zu entdecken. Ich erzähle von Menschen, die in eine pannonische Landschaft im Südosten Europas eingewandert sind und von denen, die daraus vertrieben wurden. Ihre Geschichte ist eine von Trauma und Verlust, aber auch von Meisterung, Fülle, Kompetenz und Stolz.

Den Anfang meiner Auseinandersetzung machten die vielen, miteinander unverbundenen Erzählungen, Eindrücke und Gefühlslagen, die meine Kindheit begleitet haben – verwirrend, faszinierend, irritierend.

Im Erwachsenenalter lagen sie wie Teile eines großen Puzzles vor mir – rätselhaft, schillernd, herausfordernd.

Allmählich, in steter Beschäftigung, und angereichert durch historische Information, Reflexion und Analyse, durch Nachdenken, Nachspüren und durch den unbedingten Wunsch, zu verstehen, tauchte langsam, zusammengesetzt aus vielen Puzzleteilen, die innere Landschaft und Landkarte „Meines Donauschwabiens“ auf. Trotz der immer noch vorhandenen Lücken blicke ich nun auf eine stimmige „Gestalt“ – verstehend, zufrieden, versöhnt.

Die genannten Personen sind nicht erfunden, sondern es gibt oder gab sie wirklich. Über sie zu erzählen geschieht, trotz sorgfältiger Recherche, nicht mit dem Anspruch auf Objektivität oder Vollständigkeit. Die Darstellung ihrer Lebensgeschichten ist Ergebnis meiner ganz persönlichen Möglichkeiten und Grenzen des Verstehens, aber auch Ausdruck meines Respekts und – oft genug auch – meiner Liebe zu den Menschen, um die es in diesem Buch geht. Wann immer ich „meine“ Donauschwaben und Donauschwäbinnen vor den Vorhang treten lasse, dann wissend um diese Differenz zwischen objektivem Ereignis und realer Person einerseits sowie subjektiver Wahrnehmung andererseits.

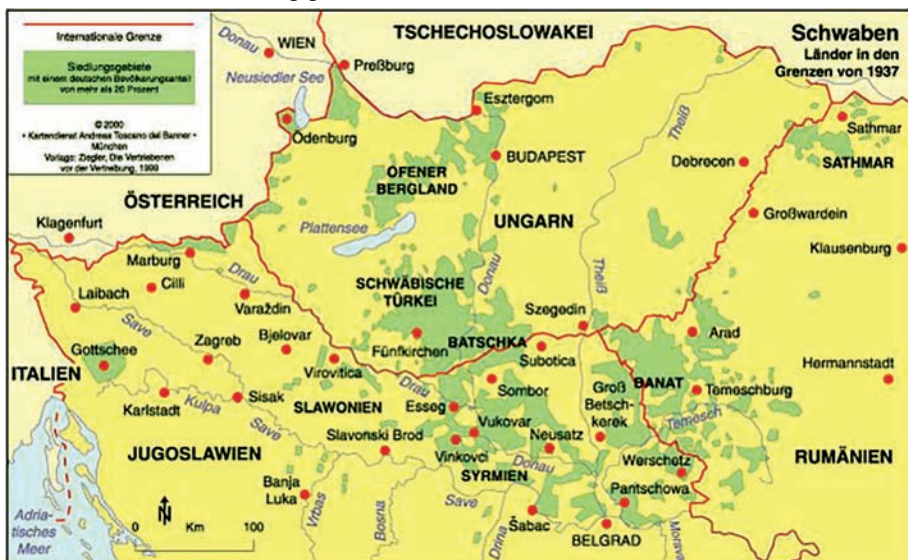
Dabei war es nicht mein Ziel, eine vollständige Familienchronik zu verfassen. Mein Erkenntnisinteresse umfasste vielmehr die biographische Spurensuche, aber auch die Einbettung von Lebensläufen in historische Zusammenhänge, sowie als Ergänzung die psychologische Reflexion und Interpretation der Migrations-thematik – und zwar immer ausgehend von meinem persönlichen Erfahrungshintergrund und meiner eigenen Betroffenheit als Tochter donauschwäbischer Einwanderer.

Eine Versuchung, ein Versuch, eine Suche: Mein Donauschwaben.

„Es ist allerdings nicht so, dass diese ganze Geschichte von A bis Z erzählt wird, und dann Schluss damit. Nein! ... Es ist alles ein großes Puzzle. Und irgendwann fragt man sich: Was war denn da eigentlich los?“

(Schmitzer, Die gestohlene Erinnerung, 2015)

Die donauschwäbischen Siedlungsgebiete



WORUM ES GEHT

Banat, Batschka – und andere Rätsel

Die Heimat meiner Eltern sind Dörfer in den weiten Ebenen Südosteuropas, wo die Donau sich noch einmal in voller Breite entfaltet und still dahinfließt, bevor sie sich durch die Engen und Schluchten des „Eisernen Tors“ in Richtung Schwarzes Meer drängt. Meine Mutter stammt aus der Batschka, mein Vater aus dem Banat. Sie sprachen oft und liebevoll von diesen Gegenden, ich aber hatte als Kind meine liebe Not damit. Denn hin und wieder stellte sich – zum Beispiel in der Schule – doch die Frage nach der Herkunft der Eltern, und wenn ich dann „Batschka“ sagte, so konnte kaum jemand etwas mit dieser Ortsangabe anfangen und ich am allerwenigsten. Batschka, Banat – konnten meine Eltern nicht einfach Salzburger sein, oder meinetwegen aus Wien oder aus Hamburg kommen? Stattdessen: Futok in der Batschka bei meiner Mutter, Kubin im Banat bei meinem Vater; und dann gab es immer auch diese Rede von den „Donauschwabern“, die in meinem familiären Umfeld die Gespräche bestimmte, und für die ich außerhalb desselben meistens nur ein Kopfschütteln erntete – was übrigens bis heute so geblieben ist.

Donauschwabern – das sind die Nachkommen von meist deutschen Siedlern, die seit dem späten 18. Jahrhundert in Südosteuropa eingewandert sind. Die Batschka und das Banat waren – neben Syrmien – zwei ihrer großen Siedlungsgebiete, wobei die Staatszugehörigkeit sich durch die wechselvolle Geschichte in dieser Region wiederholt änderte.

Ein „Donauschwabien“ auf einer Landkarte gibt es nicht. „Mein Donauschwabien“ ist die Bezeichnung für eine innere Landschaft, die mir im Zuge der Beschäftigung mit meiner Herkunft zugewachsen ist, und die sich immer noch verändert und erneuert. Als ich einem Bekannten vor kurzem erzählte, dass ein geplantes Buch darüber bereits an die 200 Seiten umfassen würde, konnte er das gar nicht glauben. So viel? Wie kann man so viel „darüber“ schreiben?

Ja, könnte nicht auch alles ganz kurz erklärt werden, zum Beispiel so:

Sowohl mein Vater, als auch meine Mutter gehören zur Volksgruppe der Donauschwaben, sind in der heutigen Autonomen Provinz Vojvodina in Serbien geboren und aufgewachsen. Sie mussten ihre Heimat – so wie Hunderttausende andere auch – nach 1944 verlassen. Als die deutsche Wehrmacht nach ihrem Vorstoß in die „Ostmark“ zum Rückzug antrat, flüchtete der Großteil der deutschen Bevölkerung aus Furcht vor Vergeltungstaten der Roten Armee und der

Tito-Partisanen in Richtung Westen – meistens im Glauben, schon bald in die zurückgelassenen Häuser und Güter zurückkehren zu können – was sich jedoch nicht bewahrheiten sollte. Die, die geblieben waren – meist Angehörige der älteren Generation – mussten nach der pauschalen Enteignung aller Deutschen ihre Häuser verlassen und wurden in Arbeitslagern zusammengefasst. Viele flohen von dort in den Westen und gründeten eine neue Existenz.

In Österreich hielten sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs insgesamt 1,6 Millionen Flüchtlinge, Heimatvertriebene, Umsiedler, „displaced persons“ auf, auf zehn Einheimische kamen drei Ausländer. 400.000 davon waren die sogenannten „Volksdeutschen“, zu denen neben den Sudetendeutschen und den Siebenbürger Sachsen auch die Donauschwaben gehörten.¹ Deutschland hatte sich mit 12 Millionen Flüchtlingen auseinanderzusetzen, wobei es sich bei einem Drittel um „Volksdeutsche“ handelte².

Die Integration dieser Menschen in die Aufnahmeländer Österreich und Deutschland wird als Erfolgsgeschichte bezeichnet: keine Ghettobildungen, keine Unruhen; keine Radikalisierungen; statt dessen Wiederaufbau und Assimilation. Die Kinder wurden, wie ich, als österreichische Staatsbürger geboren und erfuhren nur durch die Erzählungen der Eltern und Großeltern, wie es früher „unten“ gewesen war.

Aus meinem Vokabelheft: „unten, von unten“

Anwendungen

„Sie sind unten geblieben.“ „Wart ihr schon mal unten?“ „Wir fahren hinunter.“ „Wir kennen uns schon von unten.“ „Dieses Rezept hat meine Großmutter von unten mitgebracht.“ „All unser Hab und Gut ist unten geblieben.“

Definition

Mit „unten“ bezeichnen Personen, die aus Südosteuropa stammen und in Österreich leben, damals wie heute ihr Herkunftsland, wobei damit der Heimatort oder die ganze Region gemeint sein kann.

„Die Vojvodina ist eine autonome Provinz Serbiens. Sie macht den Landesteil nördlich der Donau aus, der bis zum 1. Weltkrieg zu Österreich-Ungarn gehörte. Die Vojvodina beginnt direkt nördlich von Belgrad, das bereits zum benachbarten Engeren Serbien gehört. Hauptstadt der Vojvodina ist Novi Sad (auf Deutsch ‚Neusatz‘).

Die Vojvodina ist dafür bekannt, dass sie bis heute ein Gebiet mit großer ethnischer Vielfalt geblieben ist. Neben Serben, die heute die absolute Mehrheit der Bevölkerung stellen, leben hier u.a. Ungarn, Kroaten, Ruthenen, Slowaken, Sinti und Roma, Rumänen und Deutsche (wenn auch inzwischen nur noch wenige.)“

Das Kind

war selbst niemals „unten“ gewesen, aber es sah, roch, hörte: die blühenden Akazienbäume, die der Vater so geliebt hat; eine Region an der Donau, wo man sich vor der sommerlichen Hitze in kühle Innenhöfe zurückzieht, wo man gefüllte Paprika oder geeiste „Schneenockerl“ isst und in dem Großmutter Katharina Rosensträucher pflanzt; ein Leben voller Arbeit und Pflichterfüllung, wo das Lesen von Büchern oder das Klavierspielen als purer Luxus und Zeitverschwendung angesehen wird – und von heimlich widerständigen Frauen trotzdem praktiziert wird; Felder voll mit herrlichen Paprikas, Melonen, Krautköpfen und Tomaten; ein Land voller Küchen, wo tausende Rezepte ausprobiert werden, wo in riesengroßen Töpfen Marmelade dick und spritzend einkocht und würzige Würste in der Vorratskammer baumeln; fröhlich über Gräben springende Mädchen, ihr „Bizikl“ aufnehmend, das sie zum Bad in der „Kleinen Donau“ bringen soll; Wälder, wie gemacht für Jagd und Imkerei, zu der ein schweigsamer Großvater Theobald seine beiden kleinen Söhne mitnimmt; sonntägliche Kirchgänge in Tracht; die Donau, der sanfte, stete Fluss, in dem man in den heißen Sommern Abkühlung finden kann; deutsche, serbische, slowakische, jüdische Buben, miteinander Fußball spielend; junge Mädchen, Abendlieder singend, Lenau-Gedichte rezitierend; Pferdefuhrwerke, beladen mit Hüten, die ein stolzer Großvater Michael sonntags auf den Märkten der Umgebung verkauft; leergefegte Straßen; Erdlöcher; ein Mann mit einem Maschinengewehr; eine Pritsche aus Stroh, wo Urgroßmutter Maria, nach der das Kind den zweiten Vornamen erhalten hat, unterernährt und unbeheimatet stirbt; wieder Pferdefuhrwerke, diesmal im Treck, eine endlose Schlange Richtung Westen; vollgestopfte Züge; Baracken; Koffer; Fotos von verfallenen Häusern, die – so sagt man – „damals“ die Familie beherbergt haben; Ortschaften mit klingenden Namen – Futok, Kubin, Apatin, Palanka – wo Menschen wohnen, die einen seltsamen Dialekt sprechen, den Eltern in undefinierbarer Weise nahestehen und es nun offenbar nicht so gut haben wie sie, denkt das Kind – was sonst könnte der Grund sein, ihnen bei den seltenen Reisen nach „unten“ ein Kilo Butter, ein Päckchen Kaffee oder einige Rasierklingen mitzunehmen?
„Unten“ – die Heimat meiner Eltern.

Es war also nicht damit getan, Fakten zusammenzutragen und Geschichtsbücher zu lesen. Das Kind, das ich war, wollte gehört werden. Auch stellte ich fest, dass manche Worte, die meine Kindheit begleitet haben und die aus dem Mund der Erwachsenen so selbstverständlich klangen, zu mir nicht passen wollten: „Heimat“ war so ein Wort oder „Ahnen“ oder „volksdeutsch“ oder gar „Leidensweg“. So ist mein „Vokabelheft“ entstanden, als eine Möglichkeit, diese emotional besetzten, in der Kindheit oft gehörten Begriffe in die erwachsene Auseinandersetzung zu integrieren.

Nun, da das Buch fertig geschrieben ist, kann ich erkennen, dass es immer darum gegangen ist, das „Album“ der Familiengeschichten und der emotional getönten Erzählungen in das „Lexikon“ der Geschichte und der größeren, gesellschaftspolitischen Zusammenhänge einzuordnen. Dabei stellt dieses Buch nicht den Anspruch, die Geschichte der Donauschwaben lückenlos und wissenschaftlich darzustellen. Die von mir recherchierte Geschichte stellt vielmehr die Folie dar, auf der meine persönliche Familiengeschichte reflektiert werden kann.

Exemplarisch dafür stehen die Lebensbilder meines Großvaters Michael und – an späterer Stelle – meiner Großmutter Katharina, in deren Lebenswege die großen Themen der donauschwäbischen Geschichte des 20. Jahrhunderts eingeschrieben sind: Enteignung, Flucht, Vertreibung, Internierung und Degradierung; aber auch Tapferkeit, Überlebenswille, Klugheit und Familiensinn.

Michael, der Hutmacher – vom Modernisierer zum ratlosen Alten

Michael, geboren 1882, ist ein angesehener Geschäftsmann im schmucken Ort Futok in der Batschka. Sein Urgroßvater war aus Nackenheim, einer Ortschaft nahe Mainz, eingewandert. Er ist Hutmacher wie sein Vater und hat sich durch Fleiß, Geschäftssinn und Sparen – den drei Tugenden der Donauschwaben – ein ansehnliches Vermögen erworben. Seine Frau betreibt ein Geschäft, in dem man alles kaufen kann, was in Haus und Hof gebraucht wird. Er hat sie seinerzeit, nach dem frühen Tod seiner ersten Frau, die ihn allein mit dem kleinen Franzl zurückgelassen hat, sorgfältig ausgesucht: Maria, genannt Irma, ein flottes, energiegeladenes Mädel, das sich in vier Sprachen unterhalten kann und ihm daher geeignet scheint, die multinationale Kundschaft – Serben, Rumänen, Ungarn und Deutsche – gleichermaßen aufmerksam in dem Geschäft zu bedienen.

„... ein braves, intelligentes Mädchen aus gutem Hause, häuslich und auch sprachkundig, genau wie ich es wünschte.“³

Die Angaben über die Anzahl der gemeinsamen Kinder sind nicht eindeutig: Manchmal ist die Rede von insgesamt sieben, manchmal von acht oder neun Kindern. Jedenfalls überleben nur drei das Kleinkindalter. Das jüngste Kind ist Klara, meine Mutter.

Mit Pferdefuhrwerken fährt Michael mit seinen Lehrbuben und seinen Söhnen zu den Märkten in der Umgebung und macht gute Geschäfte. Er ist arbeitsam und gleichermaßen streng zu Lehrbuben und Familie. Seiner wissbegierigen Frau



Ehemaliges Gasthaus in der Hauptstraße von Futok, 2014

eine völlig neue Basis, er investiert in moderne Produktionsmethoden und sucht zusätzliche Absatzmärkte für seine neumodischen Hüte.

erlaubt er nur am Sonntag das Lesen. Er selbst gönnt sich nach dem Kirchgang im gegenüberliegenden Gasthaus das ein oder andere Glas Wein und das Kartenspiel. Bei der Kartenrunde sind auch die serbischen Nachbarn dabei. Politik interessiert ihn nicht. Michael ist im Ort ein Modernisierer: Gegen den Rat seines alten Vaters stellt er die Hutproduktion auf

Beide Söhne erlernen das „Hutnerhandwerk“. Schon als kleiner Bub ist der Name des Jüngeren so untrennbar mit dem Beruf des Vaters verbunden, dass eine Schulkollegin, als sie einmal bei einem offiziellen Anlass seinen Namen erfährt, erschrocken nach Hause läuft und ruft: „*Mama, stell dir vor, der Hutner-Mischka heißt in Wirklichkeit Michael Herdt!*“ Mit der älteren Tochter, Barbara, hat der Vater seine liebe Not: Im Klavierspiel bringt sie es zu höchster Meisterschaft, beim Lernen ist sie die Beste in der Klasse, dabei ist sie sehr hübsch und selbstbewusst – meine Güte, wie soll für dieses Mädels ein Bräutigam zu finden sein! Sie soll am besten möglichst schnell heiraten. Aber die Tochter begehrt auf, gegen Michaels Richtlinien und damit gegen die des ganzen Dorfes. Doch erst als Lehrer und Pfarrer höchstpersönlich bei ihm vorsprechen – das ist doch etwas, was ihn nicht unbeeindruckt lässt – erlaubt er ihr, eine höhere Schule im 40 km entfernten Ort Werbaß zu besuchen. Auch der jüngeren Tochter, Klara, meiner Mutter, die viel braver ist, ist damit der Weg in die Lehrerbildungsanstalt geebnet. Die Eltern sehen die Entwicklung ihrer Töchter mit etwas Stolz, aber auch großer Sorge.

Als die ältere Tochter zu Michaels Erleichterung doch bald heiratet, erhält sie als Mitgift ein Haus, das als erstes und einziges in Futok und Umgebung zweistöckig ist – so zumindest wurde das später erzählt.

Durch die „Deutschländer“, die nach und nach auch in Futok eintreffen und vom „Großdeutschen Reich“ und von einer großen neuen Zeit reden, ändert sich Michels Leben zunächst nicht. Sein Sohn muss in den Krieg ziehen, sicherlich, aber damit, dass der Krieg bis vor die Haustür kommt, und – so heißt es auf einmal – verloren scheint, hat er nicht gerechnet. Auf einmal ist die Rede von Evakuierung. Viele Nachbarn aus dem Dorf schließen sich zu Trecks zusammen und fahren mit ihren Pferdefuhrwerken in Richtung Westen. Als für ihn die große Frage ansteht: Fortgehen oder Dableiben? ist er bereits 68 Jahre alt. Ein Fortgehen kommt für

ihn nicht in Frage. Seine Frau fügt sich, versorgt aber ihre Töchter in einer Nacht- und Nebelaktion mit Geld und Nahrungsmitteln und trägt ihnen dringlich auf, sich doch ja in Sicherheit zu bringen und nach Westen zu fliehen.

Bald treffen die ersten Pferdefuhrwerke aus dem Osten ein, Flüchtlinge, die sich zu Trecks zusammengeschlossen haben und immer nur das Eine sagen: „*Geht's weg, so schnell wie möglich, noch ist Zeit, im Osten passieren schreckliche Dinge.*“ Nach und nach packen auch die zusammen, die das niemals vorgehabt haben. Michael bleibt. Wer soll ihm etwas anhaben? Seine besten Freunde sind Serben, seine Kundschaft besteht aus Nationalitäten aller Art, er ist mit jedem gut ausgekommen oder hat Geschäfte gemacht – wer kann etwas gegen ihn haben? Und außerdem gibt es da noch die „Wunderwaffen“, die Hitler in letzter Minute einsetzen wird. Es kann einfach nicht sein, dass er, der immer anständig war, in diesem Krieg so draufzahlen muss, nur deshalb, weil er Deutscher ist! Er ist schließlich der Herr Herdt!

Für alle Fälle aber vergräbt er alle Wertsachen in einem Erdbunker in der Nähe des Hauses. Wenn Monate später die Eltern mit dem Pferdefuhrwerk bei ihren Töchtern in der oberösterreichischen Gemeinde Mondsee ankommen werden, werden es diese nicht fassen können, dass alles, was Wert und Wichtigkeit hatte, in Futok zurückgelassen worden ist und die mitgebrachten Koffer und Bündel nicht Schmuck, Silberbesteck und Gold beinhalten, sondern Bettwäsche zweiter Wahl, fadenscheinige Handtücher und die ein oder andere Stickerei aus dem Fundus der vorgesehenen Aussteuer für meine Mutter.

Doch vorher muss noch der Entschluss gefasst werden, fortzugehen.

„So ist es gegangen bis 1944 und im Oktober ist dann der schwere Tag gekommen. Der entscheidungsvolle Tag, da wir alles verlassen sollten. Am ersten Tag konnten wir uns noch nicht entschließen fortzufahren, mitzufahren bei der ersten Kolonne. In der folgenden Nacht war es zunächst unheimlich, Stille, kein Wagen hörte man fahren, so grabesstill war alles, dann später fing die Hunde an zu heulen, die Kühe fing an zu brüllen, das war so schauerlich, kein Menschenlaut, kein Menschenschritt, nur das wolfähnliche Geheul. Kein Auge hatten wir zugebracht. Da schauten wir als mal zum Fenster hinaus, Straße nauf und hinunter keine Menschenseele, öde und leer, wie ausgestorben die Gassen. Da fing meine Frau an zu weinen. ‚Wären wir doch auch mitgefahren, da wären wir doch sicher nicht so gottverlassen wie jetzt, da wir zu Hause sind.‘ Um zwei Uhr nachts ist ein Auto stehen geblieben. Ein Posten stand scheinbar an der Straßenecke, man hörte sprechen, dann hat es am Fenster geklopft, haben wahrscheinlich ein Lichtschein bemerkt; habe das Licht ausgeschaltet und bin ans Fenster gegangen. Da sagte der Posten, ich solle hinaus kommen, brauche keine Angst zu haben, deutsche Offiziere sind im Auto, und die wollen mit mir reden. Da fragten sie zuerst nach Dr. Weber, da zeigte ich vis'avis sein Haus und sagte, dass er fort sei und seine Familie auch, das Haus steht ganz leer, niemand ist drinnen.